

dass Äthiopiens Premier Meles Zenawi nunmehr auch offiziell der Verbündete der Amerikaner ist. Niemand fürchtet einen Brückenkopf der Islamisten in Ostafrika mehr als die USA, deren Botschaften in Nairobi und Daressalam 1998 wohl von Osama Bin Ladens Terroristen in die Luft gejagt worden sind.

Eine weitere Front im globalen Krieg gegen den Terrorismus würden sich die USA nach ihren Erfahrungen im Irak gern ersparen. Gescheitert waren bereits die Bemühungen ihres Geheimdienstes CIA, die Machtübernahme der Islamisten in Mogadischu zu verhindern. Nur Spott erntete im Frühjahr ein von den Amerikanern unterstütztes Bündnis, das sich großspurig „Koalition gegen den Terror“ nannte, aber überwiegend aus kampfgeprobten und skrupellosen Warlords bestand. Gegen die Islamisten hatten sie keine Chance.

Nach deren Machtübernahme hatte es in Mogadischu zunächst einen kurzen Sommer der Hoffnung gegeben. Für einige Zeit war unklar, ob moderatere Kräfte sich durchsetzen könnten.

„Die Menschen sind optimistisch, viele aus der Diaspora kehren heim, viele betrachten die neuen Machthaber mit großen Hoffnungen“, schwärmte damals der somalische Rechts- und Literaturprofessor Abdullahi Mohammed Shirwa. Doch solcher Optimismus schwand schnell.

„Der Krieg in Somalia war unausweichlich“, glaubt der äthiopische Journalist Girma Besha in Addis Abeba, „Äthiopien konnte die Radikalisierung in seinem Nachbarland nicht länger hinnehmen, Somalia hätte sich zur Terrorbasis entwickelt.“ Aber jetzt fürchtet er auch ums eigene Land.

Denn nun droht erneut ein Krieg mit Eritrea, das auf der Seite von Äthiopiens Feinden steht und nicht zögern wird, die Islamisten aufzurüsten, ja vielleicht sogar eigene Soldaten in den Kampf zu schicken. Äthiopien und Eritrea sind bitterarme Staaten, doch jedes Land unterhält ein Heer von über 180 000 hochgerüsteten Soldaten.

Die Regierung in Addis Abeba sah sich schon jetzt in der Klemme. Hätte sie den Islamisten mehr Zeit gegeben, hätten die in aller Ruhe aufrüsten können. Nun stehen äthiopische Soldaten im Nachbarland, und die Islamisten rufen ihre Verbündeten im Nahen Osten zum „Heiligen Krieg“ gegen die Eindringlinge.

Denen könnte damit ein Debakel drohen, wie es den Amerikanern 1992 widerfahren ist, als sie nach Somalia kamen, um eine Hungersnot zu bekämpfen – und gedemütigt abgezogen, nachdem die geschändete Leiche eines GI durch die Straßen Mogadischus geschleift worden war.

Im Internet ist heute schon ein ähnliches Foto zu sehen. Es zeigt einen äthiopischen Soldaten, die Hände auf dem Rücken gefesselt und mit durchschnittener Kehle.

THILO THIELKE



Aufgebahrter Nijasow (am 24. Dezember)
„Sonne unserer turkmenischen Herzen“

TURKMENISTAN

Lichte Zukunft

Die Erben des verstorbenen Herrschers Nijasow scheinen die Machtfrage geregelt zu haben – zugunsten seines früheren Leibarztes.

Es fliegen die Vögel, aber wir erinnern uns unseres Führers. Er ist in den Himmel gezogen, doch wir werden Jahrhunderte seiner gedenken.“

Es war ein Stück satter Volkspoesie, das einer der schwarzgekleideten Redner vergangenen Dienstag im „Palast des Geistes“ von Aschgabad vortrug. Die 2507 Mitglieder des Volksrates klatschten anhaltend Beifall, dann gingen sie emsig an die Arbeit. Das dürfte ganz im Sinne Saparmurad Nijasows gewesen sein.

66 Jahre lang war Alleinherrscher „Turkmenbaschi“ auf der Welt, „die Sonne unserer turkmenischen Herzen“. Fast ein Drittel seiner Lebenszeit hatte er den Wüstenstaat an der Grenze zu Iran und Afghanistan regiert, dann raffte ihn Donnerstag voriger Woche eine Herzattacke plötzlich dahin. Doch als der Volksrat keine 120 Stunden später zur Regelung der Nachfolgefragen zusammentrat, hatte sich die erste Verwirrung schon wieder gelegt.

Da redete kaum noch jemand darüber, dass der Parlamentsvorsitzende – laut Verfassung nun eigentlich Interimsstaatschef – nur Stunden nach Nijasows Tod von der politischen Bühne verschwand. Oder darüber, dass auch der Verteidigungsminister vorübergehend wohl unter Hausarrest war, jener starke Mann, der bei Paraden gleich neben dem Turkmenbaschi stand.

Den Ton beim Volksrat gab ein Mann namens Gurbanguly Berdymuchammedow an: Nijasows früherer Leibarzt. Turkmen-

baschis Erben – allen voran wohl Akmurad Redschepow, der mächtige Chef der Leibwache – hatten den Vizepremier und einstigen Gesundheitsminister staatsstreicherartig zum amtierenden Präsidenten gekürt.

Am Dienstag stand Berdymuchammedow auf der Bühne im Palast und erinnerte die Delegierten daran, wie Turkmenbaschi „seinem Volk den Weg zur Demokratie geebnet“ habe und welche Bedeutung das Erbe Nijasows für den Rest der Welt besitze. Dann bat er die Versammlung, ein Datum für die Präsidentenwahl zu bestimmen (11. Februar), die Liste der Kandidaten zu bestätigen (sechs) und schnell noch die Verfassung zu ändern.

Aus der Blitzeseile, mit der die Volksvertreter den Wünschen des gelehrten Dentisten folgten, lässt sich schließen: Berdymuchammedow ist der Mann der Stunde. Schon einen Tag vor dem Volksrat hatte der Ehrenälteste des turkmenischen Volkes in der Zeitung „Neutrales Turkmenistan“ einen Brief an den „verehrten Gurbanguly“ geschrieben und sich überzeugt gezeigt, dass „Sie das Volk – ganz wie es Saparmurad Turkmenbaschi lehrte – in die lichte Zukunft führen werden“.

Den Wink verstanden die Ratsmitglieder schnell: Sie änderten die Verfassung dahingehend ab, dass statt des Parlamentschefs ein Vizepremier amtierender Staatsoberhaupt werden und als solcher am Kandidatenrennen teilnehmen darf.

Politisch ist der Neue ein kaum beschriebenes Blatt. Dass der verblichene Despot 2004 den Turkmenen verbot, sich weiterhin Goldzähne einsetzen zu lassen, soll ebenso auf ihn zurückzuführen sein wie die Schließung ländlicher Krankenhäuser und die Abschaffung der Krankheiten Aids und Cholera – beide Begriffe stehen jetzt auf dem Index.

Konkurrenz muss der Favorit kaum fürchten. Zwar hat die ins Ausland geflüchtete Opposition von Kiew aus Ex-Nationalbank-Chef Chudaiberdy Orasow, 55, zum Kandidaten proklamiert. Doch dem hängt daheim wegen eines angeblichen Attentats auf Nijasow eine lebenslange Zuchthausstrafe an. Berdymuchammedow dagegen dürfte mit Segen der Russen in seine neue Rolle geschlüpft sein: Die sind an einem Machtvakuum im fragilen Zentralasien nicht interessiert. Auch wollen sie das reichlich vorhandene turkmenische Gas allein durch ihre Pipelines pumpen.

Es gebe „keinerlei Zweifel“, dass Berdymuchammedow der neue Turkmenbaschi sei, schreibt der Moskauer „Kommerisant“. Auch für die Wahlkommission in Aschgabad scheint alles schon gelaufen: Die Wahlen am 11. Februar würden „derart demokratisch sein, dass sich westliche Beobachter den Weg nach Turkmenistan sparen können“.

CHRISTIAN NEEF